

Wege zum Metaphernverstehen.

Ein Zeichensystemübergreifender Ansatz
zur Didaktik der Metapher
mit empirischer Fundierung

Friedemann Holder

Thema Sprache
Wissenschaft für den Unterricht





Thema Sprache – Wissenschaft für den Unterricht

Hrsg. von Björn Rothstein

Wissenschaftlicher Beirat

Ursula Bredel (Hildesheim)

Andreas Grünewald (Bremen)

Lena Heine (Bochum)

Karin Kleppin (Bochum)

Nicole Marx (Köln)

Grit Mehlhorn (Leipzig)

Johannes Müller-Lancé (Mannheim)

Claudia Riemer (Bielefeld)

Dirk Siepmann (Osnabrück)

Markus Steinbach (Göttingen)

Rosemarie Tracy (Mannheim)

Thema Sprache – Wissenschaft
für den Unterricht
Hrsg. von Björn Rothstein

Band 31

Wege zum Metaphernverstehen

Ein Zeichensystemübergreifender Ansatz
zur Didaktik der Metapher
mit empirischer Fundierung

von

Friedemann Holder



Schneider Verlag Hohengehren GmbH

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	3
0 Einleitung	4
Hypothese und Leitfragen.....	5
Wie lässt sich die Hypothese begründen?	6
Annahmen.....	7
Vorgehensweise	11
1 Theorie.....	13
1.1 Kants schematische und symbolische Analogien.....	14
1.1.1 Überbrückung zwischen Natur und Freiheit, Erfahrung und Sprache	14
1.1.2 Schematische Analogie	16
1.1.3 Symbolische Analogie	18
1.2. Die Metaphorologie Hans Blumenbergs	25
1.2.1 Metapher und Sprache	25
1.2.2 Blumenbergs Metaphorologie-Projekt	31
1.3. Konzeptuelle Metapherntheorie	37
1.3.1 Konzeptuelle Metaphernsysteme	38
1.3.2 Korrelationen zwischen Quelle und Ziel I	43
1.3.3 Korrelationen zwischen Quelle und Ziel II	46
1.3.4 Zwei Grenzphänomene	49
1.3.5 Metaphern in der Literatur	52
1.3.6 Nicht-sprachliche Realisierungen konzeptueller Metaphern	55
1.4 Interaktionstheorie und Blending Theorie	60
1.4.1 Interaktionstheorie von Black (mit Bezug zu Richards)	60
1.4.2 Blending Theorie	66
1.5 Konsens und Kontroversen	73
1.5.1 Tendenzen zum Konsens	73
1.5.2 Kontroverse Fragen.....	75
2 Empirische Studien zum Metapherngebrauch	82
2.1 Kinder produzieren Metaphern	83
2.2 Kinder und Jugendliche verstehen und erklären Metaphern	88
2.2.1 Anfänge der Metaphernverstehensforschung.....	88
2.2.2 Allgemeine Faktoren des Metaphernverstehens	96
2.2.3 Spezifika im Rezeptionsprozess von literarischen Metaphern	102
2.2.4 Metaphernverstehensforschung mit didaktischer Perspektive	109
2.2.5 Fazit	114
3 Forschungsfrage, Methoden, Testmaterialien.....	117
3.1 Darlegung der Forschungsfrage (inkl. Hypothese)	117
3.2 Methoden der Erhebung und Fixierung	120
3.3 Methodisches Vorgehen bei der Datenanalyse	126
3.4 Materialien und ihre Anforderungen.....	128
3.4.1 Materialien der empirischen Erhebung	129
3.4.2 Beschreibung der Anforderungen	133

4 Primäranalyse	148
4.1 Darstellung des Kategoriensystems	148
4.2 Darstellung des Kategoriensystems anhand von Beispielen	150
4.3 Fazit	172
5 Sekundäre qualitative Analyse: Typenbildung	177
5.1 Die Typologie	177
5.2 Externe Heterogenität der Typen	180
5.3 Interne Homogenität der Typen	205
5.4 Diskussion der Typen	210
5.5 Quantifizierung der Typologie	216
5.6 Diskussion der Quantifizierung	218
5.7 Fazit	223
6 Quantitative Auswertung	225
6.1 Interviewlänge und Ergebniskriterium	226
6.2 Überprüfung der Dimensionalität – Ermittlung der Faktoren	227
6.3 Differenzierbarkeit (Betrachtung der Mittelwertunterschiede)	234
6.3.1 Mittelwertunterschiede der Materialien	235
6.3.2 Rezeptionsverhalten verschiedener Klassenstufen	242
6.4 Diskussion	246
6.5 Fazit	254
7. Didaktisierung der Metapher	257
7.1 Ausgangspunkt: Befunde	257
7.2 Befunde im Horizont ihrer Theorie- und Didaktik-Bezüge	258
7.3 Didaktisierung der Metapher – und ihre Erweiterung	264
7.3.1 Konzeptuelle Fundierung der Metapher	266
7.3.2 Realisierungsformen von Metaphern	267
7.3.3 Aktivitäten von Rezipienten	268
7.3.4 Unterrichtsspezifische Aspekte	271
7.4 Vorschläge zur didaktischen Umsetzung	273
8. Fazit	286
8.1 Ergebnisse	286
8.2 Methodische Reflexion	288
Materialanhang	291
Abbildungsverzeichnis	293
Primärliteratur	295
Sekundärliteratur	298

Danksagung

Herzlich danken möchte ich meinen beiden Betreuerinnen, Professorin Gabriele Gien und Professorin Petra Gretsch, für die konstruktive Begleitung meiner Arbeit.

Ein besonderer Dank gilt außerdem Michael Staiger, David Kriz, Christoph Stamann, Annika Schlitte, Bastian Strauch, José Javier León und Stefanie Wiedl für ihre Unterstützung in verschiedenster Hinsicht.

Ferner danke ich den Rektoren, sowie den Kolleginnen und Kollegen der Schulen, an denen ich Daten sammeln konnte, für die Ermöglichung meiner Erhebung und für ihre Unterstützung.

Ein besonderer Dank gilt Marlene – für ihre Geduld. Auf einer Wanderung im März 2011 nach St. Peter mit Übernachtung im Gasthaus Kreuz kam bereits die Frage auf, wann die Dissertation endlich fertig sei. Damals sagte ich: Vielleicht in einem Jahr ...

0 Einleitung

Der Anspruch, der an literaturdidaktische Ansätze gestellt wird, hat sich in den letzten Jahren dahingehend verändert, dass sie sich nicht mehr nur auf Spielarten des textbasierten Literarischen beziehen, sondern auch auf andere Gegenstände innerhalb des ästhetischen Kommunikationsuniversums. Einen markanten Niederschlag findet dieser *Turn* in Kaspar Spinners Reformulierung seiner Aspekte literarischen Lernens (Spinner 2006) als „Grundkategorien ästhetischer Bildung“ (Spinner 2013). Während die Gegenstände, an denen literarisches Lernen erworben werden konnte, lange Zeit selbstverständlich Texte waren, sind neuerdings auch andere mediale Realisierungsformen denkbar, um solche Rezeptionsprozesse zu fördern.

Diese Verschiebung entspricht gesellschaftlichen Veränderungen genauso wie den jüngsten Entwicklungen in der Literaturwissenschaft. Während sich die „bürgerliche Öffentlichkeit“, die sich zuverlässig mit Literatur auseinandergesetzt hat, derzeit zugunsten „diverser Öffentlichkeiten“ mit diversen ästhetischen Spielmöglichkeiten aufzulösen scheint (vgl. z. B. Stephan 2014: 14), vermittelt die Literaturwissenschaft den Eindruck, aus ihrem eigenen Feld auswandern zu wollen (vgl. z. B. Wiele 2013), mindestens aber ihre Fragestellungen mit denen benachbarter Disziplinen (mit Kultur-, Medien- und Bildwissenschaften) zu verbinden. Dieses veränderte Klima hat sich auf die Literaturdidaktik ausgewirkt.

Dass Konzepte, die bisher anhand von Literatur belichtet wurden, nun auch auf andere medialen Bereiche bezogen werden, darf inzwischen als Konsens gelten (vgl. z. B. Lecke 1996, Frederking 2004, Staiger 2007). So ist beispielsweise im Zusammenhang von intermedialen Ansätzen oft von „Erzählen“ (im literaturwissenschaftlichen Sinne) die Rede und damit von „Perspektive“, „Diegesis“, „Fokalisierung“, etc. Diese originär literaturwissenschaftlichen Konzepte werden häufig auf nicht-literarische Felder übertragen. In anderen Bereichen ist diese Übertragung – die „Transkription“ im Sinne von Jäger (2002: 30) – noch nicht vollzogen und beschrieben. Einer dieser Bereiche ist die Metapher, die Gegenstand der vorliegenden Studie ist.

Die Frage, ob Metaphern ein genuin textuelles Phänomen sind oder ob das Konzept sinnvoll auf andere Zeichensysteme ausgedehnt werden kann, ist kontrovers. Viele Linguisten beschränken ihre Analyse auf Texte (vgl. z. B. Skirl/Schwarz-Friesel 2007: 6). Auch die Literaturdidaktikerin Maria Lessing-Sattari (2015: 374f.) arbeitet in ihrer Metaphernverstehensstudie explizit mit einem Metaphernbegriff, der grundsätzlich von einer sprachlichen Gestalt der Metapher ausgeht. Dasselbe ist in Lehrwerken zu beobachten: Sie beziehen das Konzept der Metapher i. d. R. nur auf verbalsprachliche Texte. Dennoch scheint es im Feld der Vermittlung naheliegend, die Bildlichkeit der Metapher auch als materielles Bild zur Darstellung zu bringen. So malen in Anja Pompes Studie zum Metaphernverstehen¹ (2013) Schüler² der Primarstufe Bilder zu Conrad Ferdinand Meyers Gedicht „Zwei Segel“ (vgl. Abbil-

¹ Pompe (2013) arbeitet mit der Terminologie von Link (1975). Entsprechend spricht sie nicht von Metaphern sondern von Symbolen.

² Lies: Schülerinnen und Schüler. Entsprechendes gilt für andere Pluralbildungen dieser Art.

dung 1), aus denen Schlüsse zu ihren Verstehensleistungen gezogen werden (vgl. *ibid.*: 50). Metaphern, so muss Pompe annehmen, können in unterschiedlichen Zeichensystemen realisiert werden und sind übersetzbar.



Abbildung 1: *Gemälde eines Schülers zu Meyers „Zwei Segel“. Mit der Übertragung ins Bild-Medium dokumentiert der Schüler sein Textverständnis (vgl. Pompe 2013: 50).*

Die Annahme, Metaphern haben grundsätzlich eine sprachliche Gestalt (vgl. z. B. Lessing-Sattari 2015: 374f.), ist auch vor dem Hintergrund zu verstehen, dass bei empirischen Studien das Forschungsfeld eingegrenzt werden muss. Im Hinblick auf eine Didaktik der Metapher lässt sich die Frage der Möglichkeiten intermedialer Verfahren bzw. der „Transkriptivität“ (Jäger 2002: 28) jedoch nicht mit einer Setzung bewältigen. Vielmehr wäre es wichtig zu untersuchen, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Rezeptionsprozess angesichts von Realisierungen in unterschiedlichen Zeichensystemen sichtbar werden. Dies ist der Gegenstand der vorliegenden Arbeit.

Hypothese und Leitfragen

Die Hypothese besteht darin, dass die Rezeptionsprozesse von Text-, Bild- und Text/Bild-Metaphern eine Ähnlichkeit zeigen, die einen gemischten Einsatz von Metaphern im Deutschunterricht rechtfertigt. Voraussetzung dafür ist, dass das Konzept der Metapher aus der Sicht der Rezipienten nicht an ein Zeichensystem gebunden ist und sich daher in unterschiedlichen Zeichensystemen realisieren kann. Der Rezeptionsprozess von Text-, Bild- und Text/Bild-Metaphern sollte sich daher mit vergleichbaren konzeptuellen Verstehensdimensionen beschreiben lassen. Diese

Hypothese soll an Rezeptionsdaten zu unterschiedlichen medialen Realisierungen von Metaphern überprüft werden.

Das bedeutet nicht, dass bei der Rezeption unterschiedlich realisierter Metaphern keine Unterschiede zu erwarten sind. Es liegt auf der Hand, dass sich die unterschiedliche Beschaffenheit der Zeichensysteme bei der Rezeption in vielerlei Hinsicht niederschlägt. Auf diese Unterschiede zielen die Leitfragen, die über die Hypothese hinausgehen: Welche Unterschiede in der Ausprägung und Häufigkeit einzelner Rezeptionsaktivitäten lassen sich bei den unterschiedlichen Realisierungsformen von Metaphern ausmachen? Welche Unterschiede sind im Hinblick auf das Alter der Probanden ablesbar? Darüber hinaus werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede der material- und diskursspezifischen Rezeptionsprozesse herausgearbeitet, bevor Erklärungsversuche unternommen und diskutiert werden können. Zuletzt wird die Frage gestellt, wie sich die Befunde im Hinblick auf didaktisch modellierte Lernprozesse nutzen lassen. Für das Testmaterial, das für die empirische Untersuchung zusammengestellt wird, ergibt sich aus der Hypothese die Konsequenz, dass es neben Text-Metaphern in lyrischen und journalistischen Texten auch Bild- und Text/Bild-Metaphern beinhalten muss.

Wie lässt sich die Hypothese begründen?

Nicht nur die Literatur- und die Sprachwissenschaften sind in ihrem Leitmedium auf die Metapher aufmerksam geworden. Auch die Bildwissenschaften machen sie auf ihrem Feld aus (vgl. z. B. Stöckl 2010: 62). Als Anhaltspunkt dafür, dass das Konzept der Metapher auch aus Rezipientenperspektive nicht nur Texte betrifft, kann die Lesbarkeit von Bild- und Text/Bild-Metaphern in Bilderbüchern, Werbungen und Filmen gelten. Auch die Möglichkeit der Übertragung einer Metapher von einem Zeichensystem in ein anderes, die Pompe (2012) zeigt (vgl. Abbildung 1), unterstützt die Hypothese. Dass Integration und Transkription von Sprach- und Bildergebrauch funktionieren, führt Stöckl auf die konzeptuellen Invarianten zurück (Proposition, Script, Frames, mentale Modelle), die bei der Sprach- und Bildrezeption gleichermaßen beteiligt sind (vgl. Stöckl 2004: 199-241; Stöckl 2010: 48). Im Ansatz eines „übersprachlichen Textbegriffs“ (Fix/Wellmann 2000: XIII) ist die Ebene der kognitiven Konzepte der der konkreten Realisierung übergeordnet. Auf der Ebene der Konzepte lassen sich Text- Bild- und Text/Bild-Metaphern daher gleichermaßen abbilden und vermitteln.

Unterstützung für einen integrativen Ansatz kommt ferner von der Konzeptuellen Metapherntheorie. Forceville (2008) zeigt, dass Bild- und Text/Bild-Metaphern die gleichen Muster zeigen wie Text-Metaphern. Aus theoretischer Sicht gibt es offenbar gute Gründe, unterschiedliche Realisierungen von Metaphern integrativ zu behandeln. In der vorliegenden Arbeit soll die Rezeptionspraxis verschiedener Realisierungen von Metaphern im Hinblick auf ihre Vergleichbarkeit befragt werden.

Annahmen

Zu der Frage, was unter einer Metapher zu verstehen ist, lässt sich kein Konsens erzeugen. Der Begriff gehört zu jenen Termini, die beim Nachdenken über Sprache unter unterschiedlichen Perspektiven unterschiedlich gefüllt werden. Die Metapher kann als eine rhetorische Figur beschrieben werden, aber auch als „Nährlösung der systematischen Kristallisation“ des Denkens (Blumenberg 1998: 13); man kann sie gegen das Symbol und die Metonymie abgrenzen, oder sie in diese Konzepte integrieren. Die Produktivität des Begriffs scheint gerade nicht in der Fixierung seines Inhalts zu liegen, sondern in seiner Verwendung als heuristisches Instrument zur Analyse von Sprache und Sprachprozessen (vgl. Lischeid 2012: 40). Es versteht sich also nicht von selbst, was unter einer „Metapher“ zu verstehen ist.

Für die vorliegende Arbeit müssen daher die entsprechenden Annahmen offengelegt werden, die den Rahmen möglicher theoretischer Fundierungen entsprechend einschränkt. Sie bilden die Grundlage für die Vorentscheidung darüber, welche Theorien der angestrebten didaktischen Reduktion zugrunde gelegt werden können, und welche Materialien die Basis für die empirische Erhebung bilden. Diese Annahmen werden hier dargelegt:

Systematischer und reparabler Regelbruch als Kriterium der Metapher

In der vorliegenden Untersuchung ist der semantische Bruch das Kriterium der Metapher (vgl. Praggeljaz Group 2007: 3; Gehring 2010: 204; Blumenberg 2007: 61). Er bezieht sich auf die durch den Kontext aufgebauten Erwartungen. Der Bruch, so das zweite Kriterium, lässt sich im Rezeptionsprozess sinnbringend reparieren (vgl. Blumenberg 1979: 194; Gehring 2010: 206). Der kurzzeitigen Verwirrung folgt ein Aha-Effekt (vgl. Stöckl 2004: 225), der daher rührt, dass ein Element des Kontextes durch ein kontextfremdes Element auf sinnvolle Art und Weise neu semantisiert wird. Der Bruch und die Konstruktion eines neuen Sinns folgen, so das dritte Kriterium, einer konzeptuell verankerten Systematik. Metaphorische Formen sind demnach auch auf der Ebene der kognitiven Strukturen wirksam (vgl. Lakoff/ Turner 1989: 51; Kövecses 2010: 77ff.).

Effis Schaukel in Theodor Fontanes Roman **EFFI BRIEST** (1896), die zuweilen als Metapher für die auf Effi wartenden Gefahren gelesen wird, scheidet nach dieser Annahme als Metapher aus. Die Schaukel gehört zur erzählten Welt der Romanhandlung; es kommt zu keinem semantischen Bruch, der repariert werden müsste. Die Schaukel wäre in der hier angewandten Nomenklatur keine Metapher.

Ebenso wenig finden hier die „absoluten Metaphern“ der emphatischen Moderne Berücksichtigung. Sie zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sich ihre Bildbezüge einer kohärenten Systematik und ihre Bedeutungen einer bestimmaren Referenz entziehen. Neumann (1970) zeigt an den Gedichten von Mallarmé und Celan eine Bildlichkeit, die Entsprechungen zwischen Quell- und Zielbereich systematisch verweigert und so die Frage nach der eigentlichen Bedeutung ins Leere laufen lässt (vgl. *ibid.*: 194f., 205f., 225). Die Metaphern dieser Gedichte entsprechen zwar dem ersten, selten dem zweiten, auf keinen Fall aber dem dritten hier aufgeführten Kriterium.

Reparatur des Kontextbruchs bedeutet hier eine erfolgreiche Neusemantisierung der Metaphern-Komponenten. Das Material, das der empirischen Erhebung zugrunde liegt, muss entsprechend Metaphern beinhalten, deren semantische Brüche durch Interpretation zu reparieren sind und die sich einer Systematisierung nicht verweigern.

Metapher als Komplement zum Begriff

Während der Begriff einen eigenen Bedeutungskern hat, ergibt sich die Bedeutung einer Metapher erst aus der Spannung zwischen Elementen aus Quell- und Zielbereich (vgl. Blumenberg 2007: 61, 88, 110). Würden die Bestandteile von Metaphern als Begriffe aufgefasst werden, dann ließe sich der Kontextbruch nicht reparieren (vgl. Gehring 2010: 213). Die Reparaturarbeit wird nämlich geleistet, indem ein Quellbereich ausgemacht wird und indem dessen Bedeutungsstrukturen auf den Zielbereich übertragen werden. Beim Verstehensprozess von Begriffen sind solche Übertragungsleistungen nicht notwendig. Kant unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen Begriffen, die sich direkt mit einer Anschauung verknüpfen lassen, und solchen, die eine symbolische Analogie brauchen, um anschaulich zu werden (vgl. Pro, A 173-176, 231-339).³ Das Zusammenspiel eines Begriffs des zweiten Typs und seiner symbolischen Analogie wäre das, was hier unter Metapher verstanden wird. Ein Begriff wird durch Abstraktheit, Unschärfe oder Polyvalenz nicht zur Metapher, sondern durch die Notwendigkeit einer Übertragungsleistung seitens der Rezipienten (vgl. Gehring 2010). Ansätze, die zwischen Begriff und Metapher ein Kontinuum sehen (vgl. Hofstadter/Sander 2014) oder eine solche Unterscheidung nicht vornehmen, weil etwa alle sprachlichen Äußerungen als Metaphern verstanden werden (vgl. Derrida 1987, z. T. auch Richards 1996), bleiben hier unberücksichtigt.

Metapher als eingebettete und isolierbare Entität

Metaphorische Regelbrüche lassen sich in einem oder gegen einen bestimmten Kontext erkennen. Sie sind damit lokalisierbar und isolierbar. Wenn jedoch, wie etwa bei I. A. Richards (1996: 33), die Metapher als das übergeordnete Prinzip der Sprache ausgemacht wird, ist das Meer der Metaphern nicht mehr einzugrenzen. Ähnlich verhält es sich bei Richard Rortys Metaphernbegriff: Er fasst philosophische Wirklichkeitsmodelle als Metaphern auf, die sich in unterschiedlichen Epochen im Sinne eines Sprachspiels als plausibles Werkzeug zur Beschreibung der Welt eignen (vgl. Rorty 1986: 5). Entsprechend versteht er „human history as the history of successive metaphors“ (Rorty 1986: 6). Auch hier zeigt die Metapher eine Ausdehnung, deren Grenzen nur über die Ermittlung epochaler Schwellen gezogen werden können, nicht aber durch semiotische Bild- oder Textanalysen einzelner Bilder oder Texte. Eine Einbeziehung solcher Ansätze erscheint für die vorliegende Untersuchung schon deshalb nicht sinnvoll, weil derart ausgedehnten Metaphern durch Erhebungsverfahren zur Ermittlung von Verstehensprozessen nicht beizukommen ist. Da der metaphorische Bruch im Falle Rortys ein historischer ist, wird er für den heutigen

³ DIE PROLEGOMENA ZU EINER JEDEN KÜNFTIGEN METAPHYSIK, DIE ALS WISSENSCHAFT WIRD AUFTRETEN KÖNNEN (abgekürzt als Pro) wird zitiert nach der Originalausgabe (A).

Leser nur in einer historisch-vergleichenden Diskursanalyse sichtbar. Ein solches Verfahren ist im vorliegenden Zusammenhang nicht vorgesehen.

Der Kontextbruch, der hier gemeint ist, lässt sich mit bild- oder textanalytischen Mitteln erfassen. Kontextbrüche, die sich indessen aus der Abweichung von Leserwartungen bei bestimmten Gattungen bzw. Erzählstrukturen ergeben, sind anderer Natur. Wenn in Bret Easton Ellis' Roman **LUNAR PARK** (2005) die scheinbar autobiographische Erzählung zugunsten eines Zombie-Groschenromans fallengelassen wird, hat der Bruch zwischen beiden Teilen nichts mit einer Metapher zu tun, wie sie hier verstanden wird. Theorien, die derartige Abweichungen unter dem Begriff der Metapher verhandeln, wie etwa Paul Ricœur bei seiner Analyse von biblischen Gleichnissen und Grenzausdrücken (vgl. Ricœur 1974: 65ff.), werden in der Theorie-Diskussion nicht berücksichtigt. Entsprechend enthalten die Materialien isolierbare und isoliert interpretierbare Metaphern. Den theoretischen Hintergrund können Metaphertheorien bieten, die auf text-, sowie bildsemantischer Ebene operieren und sich zur Analyse einzelner Texte und Bilder eignen.

Ästhetische Metapher als Gegensatz zur ausdeterminierbaren wissenschaftlich-mathematischen Metapher

Der ästhetische Metapherotyp ist auf Textebene gegen einen anderen Typus abzugrenzen: gegen die ausdeterminierbare, wissenschaftlich-mathematische Metapher (vgl. Lischeid 2012: 47). Sie entspricht Kants Konzept der schematischen Analogie, die im Wesentlichen quantitative Beziehungen zwischen Darstellung und Dargestelltem (bzw. Quell- und Zielbereich) behauptet (vgl. KrV, B 222-223/A 179-180).⁴ Jürgen Link siedelt diesen Metapherotyp in der Nähe mathematischer Formulierungen an (vgl. Link 1978: 39). Charakteristisch für ihn sei, dass er „alle Elemente ausdeterminiert, sie in übersichtlicher Reihenfolge anordnet und jeweils einander zuordnet“ (ibid.: 34). Ein Beispiel wäre die Orientierungsmetapher eines Diagramms, bei der zwei Mengenverhältnisse in der Raumdimension zur Darstellung kommen (vgl. Abbildung 2). Während die Verstehensleistung in diesem Fall darin besteht, die gegebenen Dimensionen in Gänze auf die Orientierungsmetapher OBEN/UNTEN zu beziehen, gibt es bei ästhetischen Metaphern eine große Bandbreite an Rezeptionsmöglichkeiten; sie reichen von der Unterlassung einer expliziten Formulierung des metaphorischen Sinns (vgl. Lischeid 2012: 46) bis zu sehr elaborierten Rezeptionsformen wie z. B. der „vehicle construction“ (Reinhart 1980: 98). Bei ausdeterminierbaren mathematischen Metaphern gibt es nur eine Lesart; bei ästhetischen Metaphern wird dem Rezipienten ein Spiel angeboten, das er unterschiedlich intensiv wahrnehmen kann und dessen Ausgang nur teilweise absehbar ist.

Neben einer Reihe von Unterschieden liegt die Gemeinsamkeit der hier anvisierten Metaphern in ihrer ästhetischen Dimension. Zugrundeliegende Metaphertheorien unterscheiden sie deutlich von wissenschaftlich-mathematischen Analogien, und zwar im Hinblick auf ihre semantische Dichte (im Gegensatz zur mathematischen

⁴ Die KRITIK DER REINEN VERNUNFT (abgekürzt als KrV) wird im Text zitiert mit der Seitenzählung der beiden Originalausgaben (A) und (B).

Explizitheit der quantitativen Analogie), auf ihre konzeptuelle Reichhaltigkeit (im Gegensatz zur Klarheit der quantitativen Analogie) und im Hinblick auf ihre kommunikative Suggestivkraft und ihr Emergenz-Potential, die bei der mathematischen Analogie fehlen (vgl. Steen 1994: 177).

An den folgenden beiden Beispielen, bei denen jeweils die Zeit metaphorisiert wird, kann dieser Unterschied deutlich gemacht werden:

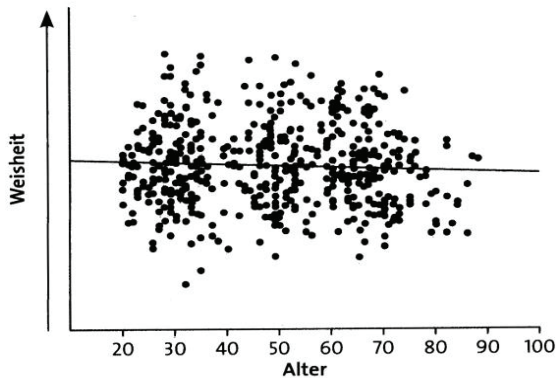


Abbildung 2: Der Berliner Weisheitstest beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen Weisheit und Alter (Ayan 2009: 38).



Abbildung 3: In dieser Fiat-Werbung verlängert sich der Körper einer Kuh in der Zeit, die ein Fahrer mit dem Schreiben einer SMS verbringt.

Abbildung 2 zeigt ein „logisches Bild“ (Schnotz 2002: 65). Hier wird das Alter der Probanden eines Tests räumlich auf der Zeitachse x abgetragen. Ihr „Weisheits-Niveau“ schlägt sich räumlich auf der y-Achse nieder. Für den Rezipienten gilt es zu verstehen, dass die Quantitäten von Zeit und Weisheit als Raum dargestellt sind. Für

das Verständnis ist es Mindest- und Höchstanforderung zugleich, beide Größen aufeinander zu beziehen, um die Streuung des Weisheitsniveaus unter den Probanden in verschiedenen Lebensaltern und die durchschnittliche Entwicklung des Weisheitsniveaus ausmachen zu können. Über beide Punkte macht das Diagramm eindeutige Aussagen: Die Streuung wird mit dem Alter kleiner; das durchschnittliche Weisheitsniveau nimmt mit zunehmendem Alter ab.

Die Kuh in Abbildung 3 erscheint am Anfang eines Fiat-Werbespots zunächst als Gegenstand eines „realistischen Bildes“ (Schnotz 2002: 65). Allerdings stellt sich im Verlauf des Spots heraus, dass im Körper der Kuh Zeit räumlich dargestellt wird: Während die Tasten eines Handys zu hören sind, wird die Kuh immer länger. Ihre Hinterbeine bleiben stehen, während sich ihre Vorderbeine vorwärts bewegen. Der Zeitraum des Schreibens drückt sich in der Länge der Kuh aus: Zeit wird in Form von Raum zur Darstellung gebracht. Ein solches Korrelat können eigentlich nur logische Bilder zeigen. Im Rahmen eines darstellenden Bildes muss es sich beim Wachstum der Kuh um ein phantastisches Phänomen handeln. Die Darstellungsmodi darstellender und logischer Bildlichkeit stehen in einer spielerischen Konkurrenz, die sich bei der Interpretation jedoch vermitteln lässt: Das Bild zeigt anhand der wachsenden Kuh das Ausmaß der Unaufmerksamkeit des abgelenkten Autofahrers (logisch). Es zeigt aber auch, was der Autofahrer nicht sieht: dass die Kuh nämlich bereits auf der Straße steht (realistisch), während er noch mit seinem Handy beschäftigt ist. Eine solche doppelte Kodierung ist keine Voraussetzung für eine ästhetische Metapher. Sie trägt in diesem Fall jedoch zu ihrem ästhetischen Effekt bei. Bei Abbildung 2 handelt es sich um eine mathematische Metapher; bei Abbildung 3 um eine ästhetische. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem zweiten Typ. Er ist auf keinen bestimmten Diskurs festgelegt und realisiert sich in literarischen und journalistischen Texten genauso wie in Comics, Karikaturen, Bilderbüchern, Filmen und Printwerbungen.

Vorgehensweise

Im ersten **Theorieteil** (Kap. 1) wird zunächst das theoretische **Relevanzsystem** ermittelt und dargestellt, das bei der empirischen Erforschung des Zeichensystem-übergreifenden Metaphernverstehens den Hintergrund bildet. Die oben formulierten Annahmen grenzen das Theoriefeld, das hier in den Blick genommen wird, deutlich ein. Namentlich werden in diesem Teil geeignete Aspekte von Kants Sprachphilosophie, die Metaphorologie Blumenbergs, die Konzeptuelle Metapherntheorie, wie sie von Lakoff, Johnson und Kövecses vertreten wird, sowie die Interaktionstheorie Max Blacks und ihre Weiterentwicklung in der Blending Theorie dargestellt und diskutiert.

In einem weiteren Theorieteil (Kap. 2) werden bestehende **Studien zur Metaphernverstehensforschung** vorgestellt. Sie beziehen sich meist auf bestimmte Merkmale von Metaphern, die als Faktoren des Metaphernverstehens bzw. der Leseschwierigkeit beschrieben werden. Diese Studien liefern wichtige kategoriale Anhaltspunkte zur Beschreibung des Testmaterials sowie des Datenmaterials. Sie beziehen sich allerdings weitestgehend auf Text-Metaphern.

Im ersten empirischen Teil (Kap. 3) werden **Forschungsfragen, Methoden** und **Testmaterialien** der empirischen Studie dargestellt, bevor in der **Primäranalyse** (Kap. 4) die einzelnen Aktivitäten, die sich bei der Rezeption von Text-, Bild- und Text/Bild-Metaphern beobachten lassen, als Teil eines Kategoriensystems sichtbar gemacht und exemplifiziert werden. Hier geht es darum, zu erkennen, ob eine Sättigung der einzelnen Kategorien bei den verschiedenen Materialgruppen (Text, Bild, Text/Bild) sichtbar wird. Sie wäre ein starkes Indiz für die Vergleichbarkeit von Metaphern in ihren unterschiedlichen Realisierungsformen.

In der dann folgenden **qualitativen Sekundäranalyse** (Kap. 5) wird eine **Typologie** der Metaphernrezeption erarbeitet. Die Typen werden anhand der Rezeptionsdaten aller Testmaterialien sichtbar gemacht. Zuletzt werden ihre Häufigkeiten im Hinblick auf die Materialgruppen und die unterschiedlichen Jahrgangsstufen dargestellt und diskutiert.

Die Darstellung der Rezeptionsprozesse von Metaphern wird im nächsten Schritt durch die **quantitative Sekundäranalyse** ergänzt (Kap. 6), indem durch eine Faktorenanalyse die verschiedenen Rezeptionsaktivitäten gruppiert und in eine Hierarchie gebracht werden. Die Mittelwertanalysen sollten außerdem zeigen, wie groß die Übereinstimmung der Kodierungskategorien der Primäranalyse in den verschiedenen Materialgruppen (Text, Bild, Text/Bild) tatsächlich ist, und darüber, wie sie sich auf die unterschiedlichen Jahrgangsstufen verteilen. Hier ist Aufschluss über differenzierte Unterschiede zwischen den Materialgruppen und Textsorten im Rezeptionsprozess zu erwarten. Die quantitative Analyse verhält sich komplementär zur qualitativen Sekundäranalyse (vgl. Kap. 5). Beide beruhen auf der qualitativen Primäranalyse (vgl. Kap. 4) und verarbeiten deren Ergebnisse auf unterschiedlichen Wegen weiter.

Die Einblicke in den Verstehensprozess von Metaphern unterschiedlicher Macharten und Diskurse aus den Kapiteln 4, 5 und 6 sollen in der Zusammenschau mit bestehenden Ansätzen einen Ausgangspunkt bieten für Überlegungen zu einer **Didaktisierung** der Metapher, bei der Bild- und Text/Bild-Metaphern miteinbezogen werden (Kap. 7). Ziel wäre es, beim Lerngegenstand der Metapher die Grenze des etablierten literaturdidaktischen Feldes zu überwinden, ohne das literaturwissenschaftliche Konzept der Metapher preiszugeben.

1 Theorie

Will man den Rezeptionsprozess eines bestimmten Textmerkmals untersuchen, wird man ohne eine theoretische Beschreibung dieses Merkmals nicht auskommen. Allgemeine Erhebungen zum Leseprozess können in der Regel ohne starke theoretische Annahmen Daten generieren und diese unvoreingenommen kategorisieren. Dagegen ist im hier vorliegenden Zusammenhang die Notwendigkeit gegeben, das anvisierte Textmerkmal – die Metapher – theoretisch zu beschreiben, um erstens die Testmaterialien gezielt auswählen und arrangieren zu können, und um zweitens die Rezeptionsäußerungen adäquat beschreiben zu können. Auf diesem Hintergrund ist es unerlässlich das theoretisch Relevanzsystem darzustellen, bevor im Dialog mit der Theorie Überlegungen zum Testmaterial, zu Rezeptionsäußerungen, zu Kodierungskategorien, Analysen und nicht zuletzt zu didaktischen Anwendungen entwickelt werden können.

Es wurde oben ausgeführt, dass es sich durchaus nicht von selbst versteht, was unter dem Begriff der Metapher zu verstehen ist. In Vorbereitung einer empirischen Studie zum Metaphernverstehen, muss die Ambivalenz des Begriffs einerseits stark eingeschränkt werden. Schließlich ist das zu beschreibende Unbekannte in der vorliegenden Studie der Rezeptionsprozess von Metaphern – nicht die Metapher selbst. Andererseits erscheint es ratsam, einen gewissen Theoriepluralismus in die empirischen Daten hineinzutragen, um die verschiedenen Aktivitäten unterschiedlicher Rezeptionsprozesse umfänglich und differenziert beschreiben zu können. Während in spekulativen linguistischen Analysen eine klare Beschränkung auf bestimmte Theorien und ihre Annahmen sinnvoll ist (vgl. Gehring 2015: 15-17), braucht die Beschreibung von Rezeptionsdaten einen breiteren theoretischen Hintergrund, aus dem vielfältige „sensitizing concepts“ gewonnen werden können.

Auf diesem Hintergrund werden im Folgenden die Metaphern-Konzepte von Kant und Blumenberg sowie die Konzeptuelle Metapherntheorie, die Interaktionstheorie und die Blending Theorie dargestellt. Alle Ansätze entsprechen den oben formulierten Annahmen und zeigen auch darüber hinaus große Parallelen. Blumenberg bezieht sich bei seiner Metapherdefinition direkt auf Kant, indem er zwischen Begriff und Metapher unterscheidet. Auf die Vorarbeiten, die Kant und Blumenberg für die Konzeptuelle Metapherntheorie geleistet haben, ist immer wieder hingewiesen worden (vgl. z. B. Jäkel 1999: 12-15). Die Interaktionstheorie ist gelegentlich als Gegenposition zur Konzeptuellen Metapherntheorie aufgefasst worden. Sicherlich sind ihre Unterschiede in manchen Punkten beträchtlich. Hier werden jedoch vor allem die zusätzlichen analytischen Differenzierungsmöglichkeiten betont, die die Interaktionstheorie und – in ihrer Weiterentwicklung – die Blending Theorie bieten können (vgl. Kap. 1.4.2).

1.1 Kants schematische und symbolische Analogien

1.1.1 Überbrückung zwischen Natur und Freiheit, Erfahrung und Sprache

Immanuel Kant wird immer wieder als Vorläufer einer modernen Metaphern- oder Symboltheorie bemüht (vgl. z. B. Jäkel 1999: 12-15; Kövecses 2010: XII). Seine Überlegungen, die zu diesem Zweck herangezogen werden, stammen aus § 59 der **KRITIK DER URTEILSKRAFT**⁵ und seiner **PROLEGOMENA**.⁶ Sie erwecken – isoliert gelesen – den Eindruck, als beschäftige sich Kant tatsächlich mit philologischen Fragestellungen. Die betreffende Passage steht jedoch im Zusammenhang einer ganz anderen Zielsetzung – die der Engführung des Sittlich-Guten mit dem Schönen. Kants Überlegungen zur Metapher (in Kants Terminologie: zum Symbol) ergeben sich in seinem Kontext lediglich als Nebeneffekt. Trotzdem hatten sie auf die Profilierung des Metaphernbegriffs eine nachhaltige Wirkung.

Kant versucht in seiner **KRITIK DER URTEILSKRAFT** (künftig: KdU), eine Verbindung zwischen den beiden bisher isolierten Kritiken herzustellen. In der **KRITIK DER REINEN VERNUNFT** (künftig: KrV)⁷ hatte er die Natur beschrieben; in der **KRITIK DER PRAKTISCHEN VERNUNFT** die Freiheit. Das Rechtfertigungssystem der Natur steht weitestgehend unverbunden neben dem der Freiheit. Der der Natur verpflichtete Verstand und die dem Moralischen verpflichtete Vernunft stehen sich unvermittelt gegenüber. Es stellt sich die Frage, wie der vernünftige Mensch praktisch handelnd Einfluss auf die Natur nehmen kann (vgl. Schlitte 2012: 48). Kant spricht von einer „unübersehbar[e] Kluff“ (KdU, B XIX/A XIX), die es zu überbrücken gilt. Seine Interpreten sprechen im Plural von „Klüften“ (Schlitte 2012: 50ff.). In der Tat sind eine ganze Reihe von Überbrückungen notwendig, um den Menschen einerseits als Teil der Natur, andererseits als vernunftbegabt darstellen zu können. Vernunft, das ist in diesem Zusammenhang entscheidend, liegt für Kant in der Nähe des Absoluten, des Göttlichen. Es stellen sich hier also nicht nur die Fragen: Wie lassen sich die Dinge, die Natur, der Mensch und die Moral denken? Sondern auch: Wie ist es beim „höchsten Wesen“ (Pro, A 173) mit der Anschaulichkeit bestellt? Damit ist *das* zentrale Problem der modernen Philosophie umrissen: das Verhältnis zwischen der sprachlich vermittelten Vernunft und der in Erfahrungen vermittelten Welt.

Erkenntnis ist bei Kant nur möglich, wo die Erfahrungswelt mit der Begriffswelt eine Korrespondenz eingeht (vgl. Lütke 1984: 71). Dadurch treten zwei Schwierigkeiten auf: ein Darstellungs- bzw. Anschauungsproblem und ein Bezeichnungs- bzw. Beschreibungsproblem. Liegt ein Begriff vor, so Kant, muss dieser zur Darstel-

⁵ Die **KRITIK DER URTEILSKRAFT** (abgekürzt als KdU) wird im Folgenden zitiert nach der Seitenzählung der beiden Originalausgaben (A) und (B).

⁶ Die **PROLEGOMENA ZU EINER JEDEN KÜNFTIGEN METAPHYSIK, DIE ALS WISSENSCHAFT WIRD AUFTRETEN KÖNNEN** (abgekürzt als Pro) wird im Folgenden zitiert nach der Originalausgabe (A).

⁷ Die **KRITIK DER REINEN VERNUNFT** (abgekürzt als KrV) wird im Text zitiert mit der Seitenzählung der beiden Originalausgaben (A) und (B).

lung gebracht werden können, sonst sei der Begriff leer. Bei einem Begriff wie <Geld> sei das kein Problem. Hier könne man einfach ein Geldstück zeigen. Bei Begriffen wie <Freiheit> oder <Gott> (ganz allgemein: bei Vernunftbegriffen) sei dieses Problem jedoch schlechterdings nicht lösbar. Ähnlich problematisch stellt sich der umgekehrte Sachverhalt dar: jede Anschauung müsse mit einem Begriff korrespondieren. Isolier- und schematisierbare Gegenstände finden in der Sprache leicht ihre Entsprechung. Bei einer ästhetischen Naturerfahrung erscheint dies Kant zunächst aussichtslos. Er spitzt dieses Problem folgendermaßen zu:

Der Freiheitsbegriff bestimmt nichts in der Ansehung der theoretischen Erkenntnis der Natur; der Naturbegriff eben so wohl nichts in der Ansehung der praktischen Gesetze der Freiheit; und es ist insofern nicht möglich, eine Brücke von einem Gebiete zu dem anderen hinüberzuschlagen.
(KdU, B LIII f./A LI f.)

Im einen Fall fehlt der Vernunft die Anschauung, im anderen Fall fehlt der Anschauung der Begriff. Es sei hier vorweggenommen, dass die Funktion der Metapher (bei Kant: des Symbols) sich von diesem Zuordnungsproblem ableiten lässt. Sie kommt dort zum Einsatz, wo Abstrakta durch Konkrete eine Anschauung erhalten (bei Kant: Vernunftbegriffe, die durch symbolische Analogien zur Darstellung kommen, vgl. S. 18) ebenso wie bei der Katachrese, bei der den Erscheinungen zunächst der Begriff fehlt (bei Kant: Das Naturschöne, das unbeschreiblich ist). Doch zunächst sind für Kant ästhetische Ideen (Kunst, das Naturschöne) inexponibel und Vernunftideen (Gott, Freiheit, Seele, Welt) indemonstrabel (vgl. KdU, B 241/A 238). Wie löst er dieses Problem?

[D]er Freiheitsbegriff soll den durch seine Gesetze aufgegebenen Zweck in der Sinnenwelt wirklich machen; und die Natur muss folglich auch so gedacht werden können, dass die Gesetzmäßigkeit ihrer Form wenigstens zur Möglichkeit der in ihr zu bewirkenden Zwecke nach Freiheitsgesetzen zusammenstimme. (KdU, B XIX f./A XIX f.)

Wo es keine Brücke zwischen Erscheinungen und Begriffen geben kann, muss eine gedacht werden. Der Sprache wird also eine realitätsschaffende Funktion zugebilligt. Die Wirklichkeit wird hier nicht als gegeben gedacht, sondern als Produkt eines performativen Aktes verstanden. Kant schlägt vor, den Freiheitsbegriff anhand der Gesetzmäßigkeit der Natur, und die Natur anhand der Gesetzmäßigkeit der Freiheit zu denken. Er rekurriert damit auf die Denkfigur der Analogie.

In der Mathematik beschreibt die **Analogie** eine quantitative Beziehung, die sich beispielsweise an der Herleitung der Strahlensätzen zeigen lässt (vgl. Abbildung 4). Wenn die Geraden, die durch A und B bzw. durch A' und B' gehen, parallel sind, dann stehen die Strecken ZA' und ZA im gleichen Größenverhältnis wie die Strecken ZB' und ZB. Aus dieser Verhältnisgleichung lässt sich aus drei bekannten Punkten die Lage eines vierten Punktes ermitteln.

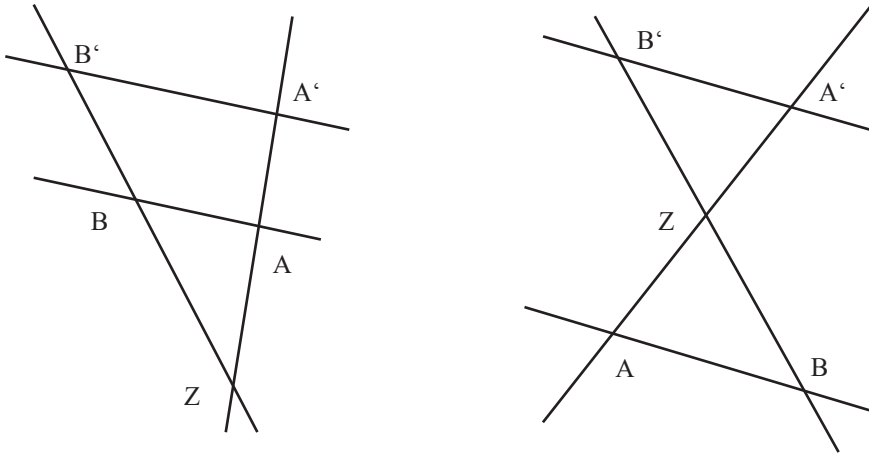


Abbildung 4: *Geometrische Herleitung der Strahlensätze*

Dieses quantitative Konzept überträgt Kant in Anlehnung an Plato auf die qualitative Verhältnisbeschreibung: „[S]o ich aus drei gegebenen Gliedern nur das Verhältnis zu einem vierten, nicht aber dieses vierte Glied selbst erkennen, und a priori geben kann, wohl aber eine Regel habe, es in der Erfahrung zu suchen, und ein Merkmal, es in derselben aufzufinden.“ (KrV, B 222/A 179f.) Was auf den Begriff oder zur Anschauung zu bringen ist, ist also nicht rechnerisch bestimmbar. Jedoch gibt es eine **Reflexionsregel**, die die Ermittlung der fehlenden Größe möglich machen sollte. Für Kant ist die Analogie der Schlüssel zur Überbrückung von Vernunft und Natur. Seine Transzendentalphilosophie versucht die Weltverhältnisse mit den Vernunftverhältnissen in eine vernunftgeleitete Deckungsgleichheit zu bringen (vgl. Pieper 1996: 96f.).

Wie kommen die Dinge innerhalb dieser Analogie nun zu den ihnen korrespondierenden Begriffen? Kant stellt zwei Typen von Analogien vor, die dafür verantwortlich sind: die schematische und die symbolische Analogie.

1.1.2 Schematische Analogie

Die Dinge selbst entziehen sich bei Kant unserem analytischen Zugriff; sie existieren nur „als Gegenstände der Erfahrung“ (Pro, A 94). Erst die konkrete Anschauung macht einen diskursiven Zugriff möglich. Das gilt auch beim Entziffern der Begriffe: „[W]ir können nichts verstehen, als was ein unsern Worten Korrespondierendes in der Anschauung mit sich führet.“ (KrV, B 333/A 277) Das „Substantiale der Dinge“ (Pro, A 135) kennen wir nicht. Aber qua ihrer Erscheinungen zeigen sie sich unserer Erfahrung in einem notwendigen Zusammenhang. Sie verhalten sich strukturell analog zu den Erfahrungen, die wir mit anderen Dingen machen. Denn: „Alles, was geschieht (anhebt zu sein) setzt voraus, worauf es nach einer Regel folgt.“

(KrV, A 189)⁸ Seit der kopernikanischen Wende gilt die Annahme: Es gibt nur eine Welt, die von einem vernünftigen physikalischen Regelwerk zusammengehalten wird. Entsprechend ist alles Denkbare als Entsprechung (d. h. als Analogon) vernünftiger Denkverhältnisse zu verstehen. Alles ist von demselben Gesetz durchdrungen.

Die Welt erscheint uns vernünftig und regelhaft organisiert. Darin liegt die Antwort auf die Frage, „wie reine Verstandesbegriffe auf Erscheinungen überhaupt angewandt werden können.“ (KrV, B 177/A 138). Kant beschreibt diesen Vermittlungsvorgang folgendermaßen:

Nun ist klar, dass es ein Drittes geben müsse, was einerseits mit der Kategorie, andererseits mit der Erscheinung in Gleichartigkeit stehen muss, und die Anwendung der ersteren auf die letzte möglich macht. Diese vermittelnde Vorstellung muss rein (ohne alles Empirische) und doch einerseits intellektuell, andererseits sinnlich sein. Eine solche ist das transzendente Schema. (KrV, B 177/A 138)

Das Verdienst dieses **Schemas** liegt aus heutiger Sicht in der Einführung einer dritten Instanz, die zwischen Erfahrung und Begriff vermittelt und den bis dahin gängigen, direkten Logos-Kosmos-Nexus ablöst. Damit nimmt Kant einen erheblichen Teil von Saussures Zeichenmodell vorweg und bereitet das semiotische Dreieck von Ogden und Richards (1985) vor.⁹

Die Vermittlungsqualitäten des Schemas beruhen laut Kant erstens auf der vernünftigen Regelhaftigkeit der Welt und zweitens auf seiner Überschneidung mit Begriff und Sinnlichkeit. Mit dem Begriff teile es einen gewissen Grad an Allgemeinheit, mit dem Sinnlichen das Moment der Anschaulichkeit (vgl. KrV, B 178/A 139). Der Verstand kann der sinnlichen Erfahrung sinnvoll Begriffe zuordnen, indem mögliche Schema-geleitete Vorstellungen eines Gegenstandes bereits in einem Begriff hinterlegt sind (vgl. KrV, B 180/A 141). Eine konkrete Wahrnehmung kann so mit den Vorstellungsbündeln der Schemata abgeglichen werden, um zu einem adäquaten Begriff zu gelangen. Schemata sind also Modelle, mit denen Vorstellungen von Begriffen mit Vorstellungen von Gegenständen synthetisiert werden können. Sie machen die Welt begrifflich lesbar, indem das anschaulich Gegebene unter die Kategorien der Schemata subsumiert wird.¹⁰

⁸ In der B-Ausgabe ist der Wortlaut anders, und zwar: „Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetz der Verknüpfung von Ursache und Wirkung.“ (KrV, B 232)

⁹ Laut Ogden und Richards (1985) symbolisiert das Zeichen (z. B. die Buchstabenfolge <Feuer>, Lautfolge /foia/, Rauch) etwas, indem es im Bewusstsein eine Vorstellung (FEUER) aufruft, die sich auf ein Objekt (ein Feuer) beziehen lässt (vgl. Busse 2009: 24).

¹⁰ Kants Auffassung zweier unabhängiger Bereiche (Sprache und Erfahrung), die es zu verbinden gilt, ist aus heutiger Sicht problematisch. Zum einen ist die im Schematismus verbürgte Begriffszuordnung keinesfalls zwingend. An Kants Beispiel, einem Hund, erklärt z. B. Vossenkuhl (1996: 116f.) die Schwierigkeiten mit dem Schema von der Anschauung zum Begriff zu gelangen. Zum anderen versäume es Kant, „den Anteil der Sprache an der Formung möglicher Erfahrungen miteinzubeziehen“, so Riedel (1989: 47). In seiner sche-

Die Kategorientafel, die den Schemata zugrunde liegt (Substanz, Ursache und Kausalität, Wechselwirkung, Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit) bildet für Kant die Basis seiner impliziten Metapherntheorie. Unterschiedliche Sachverhalte unterliegen identischen kategorialen Mustern. Das gilt nicht nur für empirische Begriffe, sondern auch für Verstandesbegriffe. So können verschiedene Begriffe, die sich identischen Kategorien zuordnen lassen, innerhalb einer metaphorischen Projektion zu Quell- und Zielbereichen werden. Es ist der erste von zwei Schritten im Prozess des symbolischen Analogisierens. Der zweite ist die Engführung unterschiedlicher Begriffsarten, dem er sich in seiner **PROLEGOMENA** und in der **KRITIK DER URTEILSKRAFT** widmet.

1.1.3 Symbolische Analogie

Bei der Engführung unterschiedlicher Begriffsarten geht es Kant vor allem um Vernunftbegriffe (Freiheit, Gott, Seele und die ästhetische Idee), denen per Definition keine Anschauung entsprechen kann, die jedoch anhand der Anschaulichkeit empirischer Begriffe symbolisch zur Darstellung kommen sollen. In seiner **PROLEGOMENA** stellt er in § 57 zunächst die Frage, wie sich das höchste Wesen denken lässt, ohne es mit menschlichen Merkmalen auszustatten, die ihm nicht entsprechen können (vgl. Pro, A 173f.). Der eigentlich unangemessene Anthropomorphismus erscheint ihm unvermeidlich. Er löst das Problem, indem er diese Hilfskonstruktion lediglich symbolisch denkt:

Wenn ich sage, wir sind genötigt, die Welt so anzusehen, als ob sie das Werk eines höchsten Verstandes und Willens sei, so sage ich wirklich nichts mehr, als: wie sich verhält eine Uhr, ein Schiff, ein Regiment, zum Künstler, Baumeister, Befehlshaber, so die Sinnenwelt [...] zu dem Unbekannten, das ich also hiedurch [sic] zwar nicht nach dem, was es an sich selbst ist, aber doch nach dem, was es für mich ist, nämlich in Ansehung der Welt, davon ich ein Teil bin, erkenne. (Pro, A 175)

Die Hilfsbegriffe machen keine eigentliche Aussage über das höchste Wesen. Zwischen einem Künstler, einem Baumeister, einem Befehlshaber und Gott gibt es eigentlich weder Ähnlichkeiten noch Gemeinsamkeiten. Betrachtet man jedoch die Welt und wendet auf diese Betrachtung die Künstler/Uhr-, die Baumeister/Schiff- und die Befehlshaber/Regiment-Relationen an, wird das höchste Wesen innerhalb der Sphäre des Menschen metaphorisch (Kant sagt: symbolisch) abgebildet. Diese Analogie lässt sich folgendermaßen darstellen:

- (1) Uhr : Künstler = Schiff : Baumeister = Regiment : Befehlshaber = Sinnenwelt : X [Gott]

matischen Analogie versucht er Sachverhalte zu verbinden, die ohnehin nicht zu trennen sind: „Sprache ist Vernunft, das kann nur heißen: vernünftiges Denken sieht sich immer schon auf die natürliche Vorleistung von Wortbegriffsbildungen angewiesen.“ (ibid.: 60)

Zur Veranschaulichung solcher Analogiebeziehung stellt Kant in § 58 der **PROLEGOMENA** weitere Beispiele vor:

So ist eine Analogie zwischen dem rechtlichen Verhältnisse menschlicher Handlungen, und dem mechanischen Verhältnisse der bewegenden Kräfte: ich kann gegen einen andern niemals etwas tun, ohne ihm ein Recht zu geben, unter den nämlichen Bedingungen eben dasselbe gegen mich zu tun; eben so wie kein Körper auf einen andern mit seiner bewegenden Kraft wirken kann, ohne dadurch zu verursachen, daß der andre ihm eben so viel entgegen wirke. Hier sind Recht und bewegende Kraft ganz unähnliche Dinge, aber in ihrem Verhältnisse ist doch völlige Ähnlichkeit. Vermittelst einer solchen Analogie kann ich daher einen Verhältnisbegriff von Dingen, die mir absolut unbekannt sind, geben. Z. B. wie sich verhält die Beförderung des Glücks der Kinder = a zu der Liebe der Eltern = b, so die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts = c zu dem Unbekannten in Gott = x, welches wir Liebe nennen; nicht als wenn es die mindeste Ähnlichkeit mit irgend einer menschlichen Neigung hätte, sondern, weil wir das Verhältnis derselben zur Welt demjenigen ähnlich setzen können, was Dinge der Welt unter einander haben. (Pro, A 176)

Verkürzt lassen sich diese Analogiebeziehungen wie folgt darstellen:

- (2) RECHT IST MECHANIK¹¹
- (3) Glück des Kindes : Liebe der Eltern = Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts : X [Liebe des unbekanntes Gottes]

Auffallend ist, dass es sich bei (3) wie bereits bei (1) um eine mehrgliedrige Analogie handelt, deren Elemente hier in einer hyponymischen bzw. hyperonymischen Beziehung stehen, bei (2) hingegen um die Projektionsregel zweier semantischer Bereiche, wie sie beispielsweise in der Konzeptuellen Metapherntheorie geläufig sind. Auf diesen strukturellen Unterschied geht Kant jedoch nicht ein. Er will im vorliegenden Kontext zeigen, dass zwei unähnliche Dinge ihrem Verhältnis nach als analog strukturiert gedacht werden können (vgl. Pro, A 176). Wie in der Mathematik lässt sich anhand solcher Analogien aus dem Gegebenen das Unbekannte erschließen; anders als in der Mathematik allerdings nicht rechnerisch oder schematisch, sondern lediglich symbolisch. Kant stellt die Grenzen dieser Erkenntnis klar heraus: „unseren schwachen Begriffen“ sei sie zwar „angemessene[r] Ausdruck“, dennoch sei anzuerkennen, dass „das höchste Wesen nach demjenigen, was es an sich selbst sei, gänzlich unerforschlich“ (Pro, A 179) ist. Die Analogie dient als Instrument dafür, dem für menschliche Sinne Unbegreiflichen eine inadäquate aber bestmögliche Anschauung zu geben. Gott, Gottes Liebe und Recht werden hier mit den Mitteln konstruiert, die dem menschlichen Denkvermögen zur Verfügung stehen. Alle

¹¹ Kant stellt seine Beispiele nicht in der Konvention der Frame-Semantik dar. Aus Gründen der Vergleichbarkeit wurden sie hier in diese Konvention übertragen (vgl. Fillmore 1982).

Erkenntnis von Gott könne ohnehin nur symbolisch sein, wird Kant später in der KdU feststellen (vgl. KdU, B 258/A 255).

In der **KRITIK DER URTEILSKRAFT** tritt Kant zunächst hinter die Erkenntnisse seiner **PROLEGOMENA** zurück, indem er die Vermittlung zwischen einer ästhetischen Idee und ihrer Anschauung sowie die zwischen einer Vernunftidee und einem Begriff als unmöglich darstellt (vgl. KdU, B 240/A 237). Jedoch gibt es nach Kant eine grundsätzliche Notwendigkeit, Begriffe zur Darstellung zu bringen. Andreas Kubik spricht in diesem Zusammenhang von einem „menschlichen Versinnlichungsbedürfnis“ das Kant der „nackten Unanschaulichkeit“ (Kubik 2006: 61) gegenüberstellt.

Auf seiner **PROLEGOMENA** aufbauend schlägt Kant nun vor, der Sittlichkeit eine sinnliche Anschauung symbolisch zu unterlegen. Diese Operation veranschaulicht er an zwei Beispielen:

So wird ein monarchischer Staat durch einen beseelten Körper, wenn er nach inneren Volksgesetzen, durch eine bloße Maschine aber (wie etwa eine Handmühle), wenn er durch einen einzelnen absoluten Willen beherrscht wird, in beiden Fällen aber nur s y m b o l i s c h vorgestellt. Denn, zwischen einem despotischen Staate und einer Handmühle ist zwar keine Ähnlichkeit, wohl aber zwischen der Regel, über beide und ihre Kausalität zu reflektieren. (KdU, B 257/A 253) (Hervorhebung im Original)

Für unsere Zwecke lassen sich Kants Beispiele als metaphorische Projektionen folgendermaßen notieren:

- (4) DER STAAT IST EIN KÖRPER
- (5) DER STAAT IST EINE MASCHINE

In Kants Argumentationskette zeigen diese Beispiele lediglich das Projektionsmuster, das es für die Veranschaulichung des Sittlich-Guten in Anschlag zu bringen gilt. Dennoch ist dieser Nebenschauplatz höchst interessant. Kant zeigt, dass sich Vorstellungen durch die Reflexionsregeln anderer Begriffe modifizieren lassen, indem ein Begriff (der STAAT) mit unterschiedlichen Quellbereichen (KÖRPER und MASCHINE) unterlegt wird. Weiterhin zeigt er, dass die Auswahl der Quellbereiche den Zielbereich entscheidend prägt. Spricht man von einem STAAT im Sinne einer MASCHINE, ist er despotisch (vgl. KdU, B 257/A 253); es entsteht eine deutlich negative Konnotation. Wird von einem STAAT hingegen als von einem KÖRPER gesprochen, folgt die Regierung „inneren Volksgesetzen“ (KdU, B 257/A 253). Das heißt, er ist gerecht, menschlich, im besten Fall gesund; eine positive Konnotation stellt sich ein.

Der weitere Gang der Argumentation in § 59 zielt darauf, das Sittlich-Gute analog zur Staat/Mühle-Analogie zur Anschauung zu bringen, und zwar im Naturschönen. Zunächst zeigt Kant, dass sowohl die Natur als auch das Schöne zweckmäßig verfasst seien, ohne dass ein äußerer Zweck einsichtig wäre. Nun unterstellt er, dass das moralische Gefühl genau diese Struktur habe. Auf dieser Basis nimmt er die „Deu-

tung ästhetischer Urteile auf Verwandtschaft mit dem moralischen Gefühl“ (KdU, B 170/A 168) vor und gelangt zu seiner These: „das Schöne ist das Symbol des Sittlich-guten“ (KdU, B 258/A 255). Natur und Vernunft korrelieren. Damit ist – rückwirkend – die Basis für den kategorischen Imperativ gelegt (vgl. MS, BA 52).¹² Nicht nur das: auch der humanistische Gemeinplatz, dass Naturfreunde und Wandervögel gute Menschen sind, erhält hier seine Grundlage.¹³ Das wirft die Frage auf, ob die von Kant angestrebte Analogie des Naturschönen und des Sittlich-Guten in dieser Form möglicherweise als Metapher aufgefasst werden kann.

(6) DAS SCHÖNE IST DAS GUTE

Beide Begriffe sind Abstrakta, die einen Mangel an Anschaulichkeit aufweisen. Beide Begriffe bräuchten Bildspender um zur Darstellung zu gelangen. Dennoch ist zu vermuten, dass unter dieser Relation eine andere metaphorische Beziehung verborgen ist. Ein Blick auf die Ableitungen, die Kant aus der Engführung von Naturschönem und Sittlich-Gutem gewinnt, erweist sich als aufschlussreich:

Die Rücksicht auf diese Analogie ist auch dem gemeinen Verstande gewöhnlich; und wir benennen schöne Gegenstände der Natur, oder der Kunst, oft mit Namen, die eine sittliche Beurteilung zum Grunde zu legen scheinen. Wir nennen Gebäude oder Bäume majestätisch und prächtig, oder Gefilde lachend und fröhlich; selbst Farben werden unschuldig, bescheiden, zärtlich genannt, weil sie Empfindungen erregen, die etwas mit dem Bewusstsein eines durch moralische Urteile bewirkten Gemütszustandes Analogisches enthalten. (KdU, B 260/A 257f.)

Kant verankert in diesem Zusammenhang seine Beispiele im vorgefundenen Sprachgebrauch:

¹² Die KRITIK DER PRAKTISCHEN VERNUNFT. GRUNDLEGUNG ZUR METAPHYSIK DER SITTEN (abgekürzt als MS) wird im Folgenden zitiert nach der Seitenzählung der beiden Originalausgaben (A) und (B). Ihr zentraler Satz – „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ (MS, BA 52) – wirft die Frage nach einer höheren Ordnung auf, die es für das Handeln geben könnte. Die Ordnung der Natur bringt eine Schönheit hervor, die mit der Moral analog gedacht werden kann. Daher reformuliert Kant: „Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte.“ (MS, BA 52)

¹³ Wenn jemand „sich zum Schönen der Natur wendet, um hier gleichsam Wollust für seinen Geist in einem Gedankengange zu finden,“ so Kant in § 49 der KdU, „so werden wir [...] in ihm eine schöne Seele voraussetzen, [...] und der, welcher es am Schönen der Natur nimmt, kann es nur sofern an demselben nehmen, als er vorher schon sein Interesse am Sittlich-Guten wohlgegründet hat. Wenn also die Schönheit der Natur unmittelbar interessiert, bei dem hat man Ursache, wenigstens ein Anlage zu guter moralischer Gesinnung zu vermuten.“ (KdU, B 168f./A 166-68).